

Die ist nicht zu verstehen als ungenügend  
was das im Auge. H

Wiener

# Dombaumeisters-Blatt.

XXII. Jahrgang.

Wien, 15. März 1903.

Nr. 11 u. 12 (3. Serie).

## Der Namen des Riesentores von St. Stephan in Wien.

Von Dr. Richard Müller.

In meinem 1900 erschienenen Beitrage „Wiens räumliche Entwicklung und topographische Benennungen vom Ende des XIII. bis zum Beginne des XVI. Jahrhunderts“ habe ich (Geschichte der Stadt Wien, herausgegeben vom Altertumsvereine zu Wien, Band II, Abteilung 1, S. 267 = Sonderabdruck, S. 161) die moderne Umdeutung „Riesentor“ auf ein spätmittelhochdeutsches *ristür* zurückgeführt, das aus folgenden, um des leichteren Überblickes willen hier kurz wiederholten Belegen sich ergeben hatte: *chappelle datz Sytansteten pei der ristuer*, 1305; *dacz sand Wolfgang auf der ristür*, 1413 (in Wien vor dem Stubentore gelegene Kirche); *an sand Peters freydhof . . . bey der ristur*, 1418 (an der St. Peterskirche in Wien). Hinzugekommen sind seitdem erstens eine *ristür* am Bürgerspital vor dem Kärntnertore: *haus gelegen vor Chaernertor ze Wienn gegen der purger spital riztur über*, 1353<sup>1)</sup>; der Zeit nach der älteste der Wiener Belege und, was sogleich betont werden soll, an keiner Kirche, sondern an einem — allerdings kirchlichen Charakter tragenden — bürgerlichen Bau erwähnt; die abweichende Schreibung mit *z* für diese spätere Zeit, der die genaue Scheidung von *s* und *z* (= *ß*) überhaupt abhanden gekommen war, ohne Belang. Zweitens der bisher schmerzlich vermißte erste und einzige Beleg für das Riesentor von St. Stephan selbst. Die von R. Uhlirz 1902 herausgegebenen „Rechnungen des Kirchmeisteramtes von St. Stephan zu Wien“, die sonst (wie Heuberger 1502) *kirchtür* brauchen. (a. d. D., S. 265, 401, 406, 419, zu den Jahren 1407, 1426 und 1427), notieren (S. 316) zum Jahre 1416: „von dem rigel an der ristuer zu pessern 7 1/2.“

Da dieses *ristür* den Anschein der echten und ursprünglichen Form an sich trug, so konnte ich damals (mein Beitrag ist 1897/98 geschrieben) nicht anders als das Kompositum an die mittelhochdeutschen *risebette*, *riseloup*, bairisch *risgetraid*, beziehungsweise an mhd. *rise* „Holz“ oder Steinriese (=rinne)

an einem Berge“ knüpfen, die alle mit dem Präteritalablaute von *risen* „fallen“ gebildet sind, und gelangte so zu der Erklärung „Falltür“. Dagegen sprach sich Herr Prof. Heinrich Swoboda im Herbst 1902 aus: zwar nicht in seiner da erschienenen Schrift „Zur Lösung der Riesentorfrage“, wohl aber im Verlaufe der daran in der Zeitung „Das Vaterland“ sich knüpfenden Erörterung mit Herrn Kanonikus Dr. Wimmer, der ihn auf meinen Erklärungsversuch verwiesen hatte. Prof. Swoboda selbst meinte in der erwähnten Schrift *ristür* als „Westtor“ deuten zu dürfen, weil das Riesentor von St. Stephan nach Westen sieht und die Phrase „*de sonn get ze ris*“ dies zu schützen schien. Allein dies *ris* heißt nicht „Westen“, sondern wieder nur „Fall“ oder „Untergang“, es ist ein ganz junges Wort und jene Phrase überhaupt nur Abklatsch aus dem älteren *diu sunne gêt ze reste* (zur Raft, zu Rüste) oder *ze genâden* (nieder); ein Erweis, daß alle „Ristüren“ Wiens und Seitenstetens nach Westen gesehen hätten, verbietet sich von selbst. Einen anderen Ausweg schien, nachdem ich mich brieflich in diesem Sinne gegen jene Erklärung ausgesprochen hatte, das in Ottens „Archäologischem Wörterbuche“ verzeichnete und an englisch *to rise* „sich erheben“ gelehnte *riese* „der pyramidal aufsteigende Teil einer Ziale“ zu eröffnen; und zwar, wie ich mit Herrn Professor Swoboda's Erlaubnis mitteile, in dem Sinne eines die Kirchtür überragenden oder bekrönenden, aufsteigenden, also schrägen, kleinen Daches. Auch dieser Deutungsversuch scheint mir vorab an dem Umstande zu scheitern, daß der erwähnte Kunstaussdruck des gotischen Baustiles in unserer alten Sprache keinen Halt findet: sowohl in Leger's „Mittelhochdeutschem Handwörterbuch“ als im „Deutschen Wörterbuche“ der Brüder Grimm, wie auch im „Bairischen Wörterbuche“ Schmeller-Frömann's sucht man ihn vergebens<sup>2)</sup>.

Immerhin nötigte der Einwand eines so gewiegten Archäologen, wie Professor Swoboda, der die Deutung „Falltür“ als schlechterdings unmöglich bezeichnete, dazu, sie aufzugeben. Es war nun klar, daß

<sup>1)</sup> Quellen zur Geschichte der Stadt Wien, Abt. II, Bd. 1, Regest Nr. 439.

<sup>2)</sup> Prof. Swoboda wies mir zwar einen Beleg des XV. Jahrhunderts aus Aufzeichnungen des Regensburger Dombaumeisters Korißer. — Rechnungen von St. Stephan, S. 418, zum Jahre 1427: *Stephan dem tischer 45 preter zu risen zu dem turn*. Das Geschlecht nicht ersichtlich; auch ob der Beleg hieher gehöre, fraglich.



Dr. Müller zur Darstellung bringt, und die Verschiebung der Westwand, welche ein wenig nach außen zu von der Horizontalen sich ausbiegt. Die Differenzen sind höchst unbedeutend und gibt es am Dome selbst genug bedeutend größere Ungenauigkeiten, wie fast jeder romanische oder gotische Bau solche Abweichungen der Axen aufweist, aber hier, wo es sich um die Geltendmachung und Gruppierung der Beweisgründe handelt, helfen diese Ungenauigkeiten im Streite mit.

Was die Motive anbelangt, welche für die Ausführung des Schmid'schen Projektes oder aber für Belassung des jetzigen Zustandes sprechen, so wollen wir nicht weiter das wiederholen, was M a n t u a n i und wir selbst öfter betont haben: nur der Anschauung möchten wir noch einmal entgegentreten, als sei die Breitenentwicklung des von Schmid projektierten Rundbogentores unmöglich und unerträglich und als entstünde ein großes Loch, wie etwa eines Tunnels. Die jetzigen ungünstigen Verhältnisse, welche allerdings ein großes, schlecht beleuchtetes, vom Spitzbogen umrahmtes Loch im Portale zeigen, würden verschwinden, wenn der Lichtzutritt ins Innere des Portales durch die Kulissenwand nicht weiter gehemmt wäre. Das Loch wäre nur dann vorhanden, wenn einmal die R i c h e n t ü r geöffnet würde: sonst aber wären die schönen W ä n d e des Portalinnern sichtbar und man könnte das schönste schottische Portal Österreichs, entstanden zur Zeit höchster Blüte der mittelalterlichen Stadt Wien, frei, ungehindert sehen, wie es noch 1502 im Heiligtumbuche ohne Gitter — vielleicht aber auch ohne den Spitzbogen gezeichnet worden ist. Es liegt nahe, daß eben nur dem Zeichner der Spitzbogen ü b e r h a u p t nicht gelungen sei. Die Fenster, wie sie der Xylograph, der sonst sehr tüchtig war, zeichnete, führen zu solcher Vermutung. Aber der Erwägung ist es wert, daß er wie instinktiv das gotische Fenster kürzer zeichnet, als es nach dem heutigen Befunde bei ihm aussehen mußte. Das Eine steht s i c h e r fest, daß der Spitzbogen nicht vom Meister des Portales, des Portales samt dem Atriumstumpfe, stammt.

So gewiß Schmid von der Richtigkeit seines Projektes durchdrungen war, in dem Bewußtsein sehr vorsichtig und erst nach Erwägung jedes Details vorgegangen zu sein; so gewiß es ihn in seiner Künstler-ehre verletzt haben würde, wenn man bei seinen Lebzeiten das von ihm geschaffene oder gutgeheißene Eisengitter einfach „abscheulich“ genannt hätte; so gewiß er ein von dieser gegnerischen Seite als „ordentlich“ projektiertes Gitter nie am Portalbogen hätte anbringen lassen: ebenso sicher hätte er Ergänzungen und Verbesserungen an seinem Projekte vorschlagen lassen und erwogen. Aber er hätte solche Änderungen von wirklichen Funden und zwingenden Notwendigkeiten abhängig gemacht. — Ob das Dombaukomitee in die Lage kommen wird, solche Funde zu machen, wissen wir nicht. Was wir wissen, ist nur, daß die hohe Regierung neuerdings sich gegen die Ausführung des Schmid'schen Projektes ausgesprochen hat. Da sie dies aus prinzipiellen Gründen getan hat, hat sie der wissenschaftlichen Erörterung der Portalfragen keine Fesseln anlegen wollen und wir können, da wir die

prinzipiellen Fragen aus der Erörterung ausgeschaltet haben, auf unserem wissenschaftlichen Standpunkte verharren, daß wir das Schmid'sche Projekt, das durch etwaige Funde ja ergänzbar und modifizierbar ist, den sichtbaren Resten der alten Form und der Gestaltung schottischer Portale in unseren Landen entsprechend, und künstlerisch bedeutender, ästhetisch befriedigender erkennen, als das heutige ärmliche Portal. Selbst Leute, welche von gotisch und romanisch nichts verstanden, sondern harmlos sich dem Eindrucke der Kunstwerke hingaben, wie P. F i s c h e r S. J. (der lange vor der Entdeckung des gotischen Stiles durch Goethe gestorben war), haben sich, obschon Bewunderer des Domes und Turmes, ziemlich abfällig über den Eindruck ausgesprochen, den das Dompotal macht. Man lese P. F i s c h e r „Brevis notitia (kleine Ausgabe) vom J. 1770, Pars IV, p. 73. Haec (porta gigantea) satis elegans, sed ipsum propylaeum reliquae operis maiestati non respondet, d. h. das Riesentor ist recht elegant; aber die Vorhalle selbst entspricht der übrigen Höhe des Werkes nicht. Aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts vor 1824 führen wir den feinsühlenden Primisser an, „daß das Riesentor“ . . . für die jetzige, später „erhöhte und verlängerte Fronte freilich nicht mehr das richtige Verhältnis haben kann. . . . Betrachtet man die ganze übrige westliche Wand zwischen den Türmen, so wird es recht deutlich, wie schwer es dem Künstler gewesen, Herr über eine große Fläche zu werden.“ (H o r m a h r, Wien, II. Jahrgang, 1. Bd., 1. Heft, S. 52.) — Fast wörtlich gleich spricht sich T s c h i s c h k a, Der St. Stephansdom, 1832, aus, der, wenngleich fein und Primisser's Verdikt eigentlich nur die Fassade in engerem Sinne trifft, doch wohl es zu fühlen scheint, daß in dem Verhältnisse zwischen Fassadenwand und Portalwand etwas nicht richtig sein kann. — Diese Männer waren sicher nicht durch Vorträge über mittelalterliche Kunstgeschichte „verbildet“, sie sahen klar und unbefangen, stimmten also nicht in Schlagworte ein, wie vom allein kirchlichen gotischen Stile, die seither zur Herrschaft gekommen sind und außer Kurs gesetzt wurden. Der Wiener steckt in seiner Beurteilung der Riesentorfrage noch ganz in der Zeit der gotischen Romantik; er redet sich aber auch in eine Liebe zu seinem Stephansdome hinein, die er durch Taten nicht beweist. Im vorliegenden Falle hat er aus den Zeitungsberichten nur soviel entnommen, daß man am Portale etwas wegreißen will. Und er war doch gewohnt, das Portale immer so zu sehen, wie es heute noch steht! Daß es würdiger hergestellt werden soll, als es heute ist, das hat der gewöhnliche Wiener nicht herausgefunden. Aber er hat auch nie einen Blick in das Innere des Portales gemacht oder mit einem die Teile unterscheidenden Blicke den Stephansturm auch nur zwei Minuten lang angesehen.

N e u m a n n.

Herausgegeben vom Wiener Dombauvereine.

Redakteur: Prof. Dr. Wilhelm A. Neumann.

Kanzlei des Vereines: Stadt, fürsterzbischöfliches Palais.

Druckerei der 1. Wiener Zeitung.